

**Rede zum Karl Winnacker-Preis, Marburger Universitätsbund,  
Alte Aula der Philipps-Universität, 13. Juni, 11.00**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Es ist für mich eine ausserordentliche Ehre, heute von Ihnen den Karl Winnacker Preis annehmen zu dürfen, für den ich mich herzlich bedanken möchte.

Etwas schmunzelnd könnte ich hinzufügen, dieser Preis sei schon deshalb eine besondere Ehre, da er sozusagen von einem Konkurrenten gestiftet wurde - immerhin führte Karl Winnacker während Jahren Hoechst.

Karl Winnacker verkörperte als hoch angesehener Chemiker und herausragender Unternehmensleiter nicht nur die fruchtbare Symbiose von Wirtschaft und Wissenschaft.

Er war auch ein Mann mit einem ausgeprägten Sensorium für die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, derer es bedarf, damit Forschung und Wirtschaft gedeihen können.

Und er stand für einen robusten Glauben an den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschritt, der heute - in Zeiten der grassierenden Globalisierungsskepsis und Technikfeindlichkeit - keineswegs mehr selbstverständlich ist.

Das Thema meiner Dankesrede kann denn auch gar nicht anders lauten als „die Zukunft der Pharmaindustrie“.

Diese Zukunft präsentiert ein differenziertes Bild: Lassen Sie mich mit der erfreulichen Seite beginnen: Die Nachfrage steigt und wird auch in Zukunft weiter ansteigen. Die folgenden drei grundlegenden Entwicklungen tragen dazu bei:

An erster Stelle steht der demographische Trend zum Älterwerden der Weltbevölkerung, der ungebrochen voranschreitet. Das ist deshalb wesentlich, da nach dem 55. Lebensjahr chronische Krankheiten wie degenerative Erkrankungen der Gelenke, des kardiovaskulären Systems und des zentralen Nervensystem exponentiell zunehmen und auch das Risiko an Krebs zu erkranken mit zunehmendem Alter steigt. Insbesondere das Eintreten der Generation der „baby-boomers“ ins Rentenalter wird diese Nachfrage stimulieren. Verstärkend wirkt die Polymorbidität im Alter. So leiden über

80% der 80-jährigen an einer und über 60% an zwei oder mehreren Krankheiten.

Zweitens lässt das starke Wirtschaftswachstum in bevölkerungsreichen Ländern wie China, Indien und Russland die Nachfrage nach verbesserter Gesundheitsversorgung überproportional wachsen. Diese Länder zeigen zudem zunehmend einen Lebensstil, der für Industrieländer bereits typisch ist, was seinerseits zu einer gesteigerten Häufigkeit von Übergewicht, Diabetes, chronischen Herz-Kreislaufkrankheiten, Krebs und Lungenkrankheiten führt.

Der dritte Faktor sind schliesslich immer neue technologische Erkenntnisse und Entwicklungen, welche die Schaffung von innovativen Medikamenten für Patienten erlauben, die an bisher unbehandelbaren Krankheiten leiden.

Und trotz dieser bezüglich der Lebenserwartung und Nachfrage nach innovativen Medikamenten erfreulichen Aussichten, kann ich eine gewisse Besorgnis nicht verleugnen.

Die erste Sorge gilt der direkten Folge der steigenden Nachfrage, nämlich den steigenden Kosten. Ihrerseits ziehen diese mehr oder weniger rationale Konsequenzen nach sich.

Preisreduktionen, Förderung von Generika, Schwächung der Patente und Zulassungsverzögerungen neuer Medikamente, um nur die vielleicht wichtigsten zu nennen.

Die zweite Sorge gilt dem gesellschaftlichen und politischen Klima. Vielen Europäern ist noch immer zu wenig klar, dass wir als Gesellschaften entweder unsere Innovationskraft voll ausschöpfen müssen oder im globalen Wettbewerb unweigerlich zurückfallen.

Wie schrieb doch Karl Winnacker schon in den siebziger Jahren: "Für den technischen Fortschritt wird in der amerikanischen Öffentlichkeit viel mehr Verständnis aufgebracht als bei uns." Und lassen Sie mich hinzufügen, sehr viel mehr Optimismus und entsprechend höhere Investitionen in Forschung und Entwicklung.

Gute Politik ist heutzutage in erster Linie gute Standort-Politik. Das klingt banal, wird aber gerade in Europa häufig nicht erkannt oder nur allzu zögerlich umgesetzt.

Ein überragend wichtiger Pfeiler einer guten Standort-Politik ist dabei ein funktionierendes Anreizsystem für die Forschung.

Innovationen sind die härteste Währung der Weltwirtschaft, weil sich die Menschen global in ihren Fähigkeiten immer ähnlicher werden und sich die Wissensbestände durchs Internet so schnell wie nie zuvor verbreiten.

Wenn also ein Unternehmen kompetitiv bleiben will, muss es die besseren Ideen haben und in der Lage sein, diese optimal umzusetzen.

Und wenn die Gesellschaft ihre drängendsten Probleme lösen will, muss sie alles dafür tun, dass die Bedingungen für die Wissenschaft und die forschenden Unternehmen möglichst gut ausgestaltet sind.

Unsere Gesellschaften haben die Wahl: Besitzstandwahrung, was in einer dynamischen Welt relatives Zurückfallen bedeutet. Oder Zukunftsoptimismus mit Vertrauen in die eigene Innovations- und Wirtschaftskraft.

Der medizinische Fortschritt verdankt sich den konstant hohen Investitionen in Ausbildung und Forschung, die von weitsichtigen Politikern früherer Generationen beschlossen wurden.

Das gilt nicht nur für mein Land, die Schweiz, sondern selbstverständlich auch für Deutschland. Leider ist die existentielle Wichtigkeit von Investitionen in wissenschaftliche Ausbildung und Forschung in der gegenwärtigen politischen Landschaft nicht mehr so unumstritten wie früher.

In der Grundlagenforschung und bei den Ausgaben für Hochschulen fällt Europa weiter hinter die USA zurück. Die Pharma-Industrie und nicht nur sie kann jedoch nur gedeihen, wenn in der Öffentlichkeit ein Respekt für Innovation vorhanden ist, der sich auch politisch in hohen Forschungs- und Bildungsausgaben niederschlägt.

Was heute über den wirtschaftlichen Erfolg eines Landes entscheidet, sind letztlich die Werte der Menschen, deren Arbeitsethik, Kreativität und kulturelle Offenheit. Man könnte demnach sagen: im Zeitalter der Globalisierung sind die „soft factors“ die eigentlichen „hard factors“.

Meine Damen und Herren: Das Gesundheitswesen ist immer ein Abbild der Wertorientierungen einer Gesellschaft. Wenn ein Staat die notwendigen Mittel zur Versorgung der Bevölkerung zur Verfügung stellt, dann ist auch die Produktivität der

Einwohner eines Landes deutlich besser. Und davon profitieren alle Branchen.

Aber es lassen sich leider derzeit etliche negative Entwicklungen beobachten, vor allem reduzierte Budgets der Forschungseinrichtungen und ein extrem kritisches Meinungsklima gegenüber vielen Zweigen der Naturwissenschaft, wie der Chemie, aber auch der Genomik, und damit gegenüber der pharmazeutischen und chemischen Industrie. Dies wird gepaart mit einer hohen Erwartungsleistung an medizinische Leistungen und Fortschritt.

Da hat man gewisses Verständnis für geharnischte Kommentare wie jenen des Kolumnisten Dick Meyer, der unlängst schrieb: „Die Bevölkerungen der westlichen Länder zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind die mit Abstand gesündesten Bevölkerungen in der Geschichte der Menschheit. Das erscheint uns selbstverständlich und ebenso selbstverständlich erwarten wir regelmässig medizinische Wunder in Form von hoch innovativen Behandlungen. Und diese Wunder sollen auch noch gratis sein – und bitte sehr auch frei von jeglichem Risiko. Die Realität sieht bekanntlich ein wenig anders aus“, fährt Meyer fort, „und so suchen wir Sündenböcke: die

Versicherungen, die Ärzte, aber mit Vorliebe natürlich die Pharma-Unternehmen.“

Das drängendste Problem sind die Gesundheits- und Pflegekosten, die letztlich vernünftig nur durch Innovation angegangen werden können, will man Rationierung oder eine Mehrklassenmedizin vermeiden.

Alterung und Nachwuchsschwäche vieler Gesellschaften sind dramatische Entwicklungen.

Trotzdem bin ich der Meinung: Demographie darf nicht Schicksal sein. Zumindest nicht, wenn wir mit diesem Wandel, wie es oft der Fall ist, unweigerlich einen zivilisatorischen und wirtschaftlichen Niedergang assoziieren.

Unsere Gesellschaften haben eine Wahl: Sie müssen ihre Ressourcen „Optimismus“ und „Fortschrittsglaube“ erneuern und entsprechend handeln. Politik als Verwaltung des Status quo war nie gefährlicher als heute.

Gerade alternde Gesellschaften müssen besonders **innovationsfreundliche Gesellschaften sein.**

Wie ich bereits zu Beginn erwähnt habe, steigen mit zunehmendem Alter die Morbidität und damit die Gesundheitskosten, was kombiniert mit der steigenden Anzahl von Senioren logischerweise zu einer immer grösseren Rechnung für das Gesundheitswesen führt.

Nur ein besonders eindrückliches Beispiel: Durch die längere Lebenserwartung nimmt die Zahl der Alzheimer-Kranken stark zu. Falls wir keine effektive Behandlung finden, werden sich die Pflegekosten schon bald in unbezahlbare Höhen schrauben. Bereits heute belastet Alzheimer die amerikanischen Gesundheitsbudgets mit 91 Milliarden Dollar im Jahr. Die Politik muss daher alles unternehmen, um Forschung auf diesem Gebiet lohnend und also für Unternehmen attraktiv zu machen. Das ist zwar eine kontra-intuitive Sparmassnahme, aber langfristig doch die einzige, die funktioniert. Wer immer in der Kategorie „billiger“ denkt, läuft Gefahr, die mindestens ebenso wichtige Kategorie „besser“ zu vernachlässigen – das lässt sich an den aktuellen Gesundheitsdebatten in vielen Ländern beobachten.

Natürlich würde ich mir wünschen, dass - zumal in Deutschland, das einst „die Apotheke der Welt“ war -, politisch

nicht immer nur von Preisen, sondern gelegentlich auch von den Erfolgen der Pharmaindustrie die Rede wäre..

Innovationen resultieren häufig aus einer intensiven Zusammenarbeit zwischen Industrie und Universitäten.

Beide Sphären, Wirtschaft und Wissenschaft, haben ihre je eigene Logik und selbstverständlich respektiert die Industrie die Forschungsfreiheit der Universitäten. Ich kann Ihnen versichern, dass gerade Vertreter der Industrie sich sehr wohl bewusst sind, dass eine Gängelung der Forschung interessante Ergebnisse systematisch verhindern würde.

Universitäten und Industrieforschung sind komplementär, nicht austauschbar. Die Universitäten sind unersetzlich, wenn es um Grundlagenforschung und Ausbildung von Spitzenleuten geht; die Industrie hat bei der angewandten Forschung und der kommerziellen Anwendung ihre komparativen Vorteile. Beide tragen gleichermassen zum Wissenszuwachs unserer Gesellschaften bei und damit zum allgemeinen Wohlstand.

Vorbehalte gegen eine engere Zusammenarbeit von Hochschule und Wirtschaft sind besonders in Europa verbreitet. Der Grund ist leider allzu häufig ein fundamentales Misstrauen gegen die Industrie. Dass der Abstand zu den amerikanischen

Spitzenuniversitäten sich vergrössert statt verkleinert, ist auch in diesem Zusammenhang zu sehen.

Zum Thema „Europa und die Welt“ notierte Winnacker schon 1979: "Die miteinander konkurrierenden Wirtschaftsräume sind grösser und weitläufiger geworden. Das alte Europa, das nahezu hundert Jahre lang das Wesen der Chemie mitbestimmte, ist nun nur noch ein kleiner, wenn auch wichtiger Teil der Weltwirtschaft."

Diese Aussage zeigt, dass Karl Winnacker stets ein Gespür für die tektonischen Verschiebungen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft hatte. Und das ganz ohne Larmoyanz, ganz ohne Kulturpessimismus - sondern stets entschlossen, nach den unternehmerischen Chancen zu suchen, die sich aus den Veränderung ergaben.

Das scheint mir die beste Haltung zu den Herausforderungen der Zukunft zu sein.

Aber wir müssen uns bewusst sein,

- dass Investitionen und Reformen im Hochschulbereich dringend sind;

- dass Exzellenz und Wettbewerbsfähigkeit an den Schulen wieder wichtigstes Kriterium werden müssen;
- dass es zu einem griffigen Patentschutz keine Alternative gibt;
- dass die forschenden Unternehmen nur dann erfolgreich zum Wohle aller arbeiten können, wenn das regulatorische Umfeld stimmt;
- Und schliesslich brauchen wir auch einen liberalen und rationalen Umgang mit den Themen „Stammzellen-Forschung“ und „Gentechnologie“.

Unsere Gesellschaften haben allen Grund, an ihre Innovationsfähigkeit zu glauben und ihren gelegentlich aufbrechenden Kulturpessimismus zu überwinden.

Während der letzten 40 Jahre ist es gelungen die Mortalität zahlreicher Krankheiten signifikant zu senken. Die Mortalität aufgrund des rheumatischen Fiebers und der rheumatischen Herzkrankheiten, der hypertensiven und ischämischen Herzkrankheit sind über 60%, die letztere über 40% gesunken. Auch bei Krebserkrankungen sind die Erfolge eindrucklich. Besonders bei Kindern sind die Erfolge frappant: Die Mortalität konnte in den letzten 25 Jahren halbiert werden.

Das sind dramatische Erfolge, die das Leben unzähliger Menschen gerettet haben.

Angesichts dieser Erfolge bin ich überzeugt, dass die heutigen Fortschritts-Skeptiker die Kreativität der Menschen einmal mehr unterschätzen.

Und dass sich die Optimisten, die heute vielleicht manchem als naiv erscheinen, dereinst als die wahren Realisten erweisen werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.